Verwandt.

Novellette von Emma Haushofer-Merk.

An der einen Seite des Tisches saß Frau Hofrath Hardhagen, mit ihren grauen Scheiteln über dem schöngealterten Gesicht, und strickte an groben Wollstrümpfen für die Weihnachtsbescheerung im Waisenhause. Ihr gegenüber las ihr älterer Sohn Ludwig, der Regierungsassessor, seine Zeitung.

Es klingelte draußen, und das Mädchen brachte die Post herein. Ludwig ordnete sorgfältig ein paar Drucksachen; einen Brief betrachtete er mit einer tiefen Falte auf der Stirne und zögerte eine Weile, ehe er ihn über den Tisch hinreichte.

„Hier Mama! Dein Liebling Theo schreibt Dir wieder einmal! Er will sich wohl für Weihnachten in Erinnerung bringen."

Ludwig versuchte zu scherzen, aber es klang gereizt, und er folgte offenbar mit Spannung und Beunruhigung der Stricknadel, die das Kuvert aufschnitt, den Augen, die auf die Zeilen schauten. Er war fest überzeugt, daß der Brief Unangenehmes, eine Störung brachte. Seit seinen Kindertagen war der jüngere Bruder ihm wesensfremd, fast wie ein Feind erschienen, hatte er ihm Aerger, Sorgen und Zorn verursacht. Theo hatte ihm seine Spielsachen verdorben und seine Bilderbücher zerrissen; es war ihm, dem braven und fleißigen Schüler, eine Pein gewesen, daß der Bruder in seiner Klasse zu den wildesten Rangen gehörte, der an jedem dummen Streich, der aufkam, mitbetheiligt war.

Auf den ernsten, gewissenhaften Ludwig hatte der frühe Tod des Vaters einen tiefen Eindruck gemacht; seitdem fühlte er die Verpflichtung, der Mutter beizustehen, ihre Sorgen mit ihr zu theilen. Mit verdoppeltem Eifer war er bestrebt gewesen, vorwärts zu kommen, immer mit dem klaren Ziel vor Augen, in eine wohlgeregelte Beamtenlaufbahn einzutreten und sich durch gute Prüfungsnoten ein möglichst rasches Vorwärtskommen zu sichern. Aber der leichtfertige jüngere Hardhagen bummelte, tollte, blieb träge, auch auf dem Gymnasium. Mit Mühe und Noth errang er die Berechtigung zum Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger. Dann erklärte er, nun habe er die Langweiligkeit satt, er wolle Künstler, Maler werden und pfeife auf Latein und Griechisch.

Selbstverständlich bummelte er auch als Akademiker fröhlich weiter und ließ es sich mit dem Lernen nicht allzu sauer werden.

Eine Befreiung erschien es Ludwig, als „das Früchtel", wie er Theo nannte, vor ein paar Jahren nach Paris ging, angeblich um dort erst richtig zu lernen, thatsächlich, um sich aus einer unbequem werdenden Liebesgeschichte loszureißen.

„Nun Mama, was schreibt er denn?" — Um Gotteswillen, Mama, was hat er Dir denn wieder angethan, dieser.." — Er hätte gern ein hartes Wort gesagt, in seinem Schrecken und in seiner Besorgniß, da die Mutter sich blaß im Sessel zurücklehnte, und auf den Brief deutete.

Ludwig nahm ihn und las. Dann lachte er höhnisch auf: „Nun, freilich! Das hat noch gefehlt! Es war ja zu denken, daß er auch noch diese Dummheit zu allen übrigen machen würde! Er verheirathet sich! Verdient selbst nichts, bringt sich kaum durch und will nun seine Existenz noch mit einer andern belasten!"

„Nun habe ich ihn ganz verloren!" jammerte die Hofräthin. „Es war doch noch meine leise Hoffnung, daß er sich durch eine gute Partie emporheben, daß eine kluge brave Frau ihn zur Häuslichkeit, zum Fleiß erziehen würde. Er ist so hübsch! Es hätte sich doch ein nettes Mädchen aus guter Familie in ihn verlieben können! Aber dieses Fräulein Anna Müller! Mein Gott, was wird sie sein? Eine junge Deutsche allein in Paris!"

„Ein Modell! Dessen kannst Du sicher sein," sagte Ludwig trocken. Er hatte immer noch spöttisch vor sich hingelacht. Aber im Grunde war auch ihm die Nachricht ein schwerer Schlag.

„Mit Thatsachen muß man sich abfinden, Mama", fuhr er dann mit möglichster Ruhe fort. „Da ist nichts zu machen! Seine Trauung ist offenbar schon vollzogen, es nützte also auch nichts, wenn ich hinreisen und versuchen würde, ihn zur Vernunft zu bringen. Ich will Dir keine Vorschriften machen, aber ich halte es für passend, ihn fühlen zu lassen, daß er sich mit dieser kurzen Anzeige von Dir losgesagt hat!"

„Ja, jaa, Ludwig! Du hast ganz recht! Ich will nichts mehr von ihm wissen! Ich ziehe meine Hand von ihm! Nun habe ich nur noch Dich!"

* * *

Von dem Tage an war nicht mehr oft von Theo die Rede zwischen Mutter und Sohn. Ludwig wußte ganz genau, daß manche heimliche Sendung nach Paris abging, obwohl die Mutter so fest entschlossen gewesen war, sich kühl von dem verheiratheten Sohne abzuwenden. Aus Takt fragte er nicht, um sie nicht wegen ihrer Schwäche zu beschämen. Er übersah es auch geflissentlich, daß sie bald nicht mehr die groben Wollstrümpfe für das Waisenhaus strickte, sondern zarte, weiße und rosafarbige Fäden durch ihre fleißigen Hände gleiten ließ, und daß es zierliche Kinderjäckchen waren, an denen sie so eifrig arbeitete. So war er denn vorbereitet auf die Nachricht, die sie ihm im Sommer etwas verlegen mittheilte: „Vorgestern ist mein erstes Enkelkind geboren. Theo hat eine Tochter. Sie wollen sie nach mir Friederike nennen. Ich kann es ihnen doch nicht abschlagen, die Patenstelle in der Ferne anzunehmen, nicht wahr?"

„Wie Du meinst", warf er brummig hin. „Mir thut das Kind leid! Es wäre besser, wenn es die Augen wieder zumachte."

„Aber Ludwig!" rief die Hofräthin vorwurfsvoll. Ihr Herz schlug dem kleinen Wesen mit großmütterlicher Zärtlichkeit entgegen, und sie fand ihn hart und grausam.

So verbiß er künftig seinen Groll, auch wenn im Laufe der Jahre ab und zu ein Brief an ihn eintraf, in dem Theo ihn bat, ihm eine Summe zu leihen, die er ihm sicher bei dem Verkauf seines nächsten Bildes zurückerstatten würde. Ludwig wußte, daß er das Geld nie wieder bekam; aber er zahlte und schwieg. Er selbst stieg rasch im Rang und im Gehalt, und da er sparsam und einfach lebte, konnte er dem Leichtfertigen wohl aushelfen; aber das seelische Schuldconto des Bruders wurde immer stärker belastet. Etwa fünf Jahre nach Theos Verheirathung starb die Mutter, treulich gepflegt und liebevoll umsorgt von dem braven Ludwig, mit einem letzten Gruß an den fernen Sohn auf den Lippen, der trotz der Nachricht von ihrer Erkrankung nicht gekommen war, um von ihr Abschied zu nehmen. Der Regierungsrath Hardhagen blieb in der alten Wohnung, veränderte nichts in seiner Lebensweise und wenn er sich nun auch recht vereinsamt erschien, er kam bei aller Sehnsucht nach stillem häuslichen Glück zu keinem Entschluß.

Wieder vergingen zwei Jahre; da erhielt er eines Tages einen Brief seines Bruders, der schwerkrank war und der ihm sterbend seine Frau und seine Tochter empfahl, die er in Noth zurücklassen mußte. Bald darauf traf die Todesnachricht ein.

Ludwig brauchte sich nun, da die Mutter nicht mehr lebte, keinen Zwang anzuthun. Er ließ sich wohl einen Flor um seinen Hut nähen, aber es wäre ihm wie Heuchelei erschienen, wenn er besondere Trauer an den Tag gelegt hätte. An die Wittwe schrieb er in kurzen, nüchternen Worten, er sei bereit, für das Kind des Bruders monatlich fünfzig Mark zu schicken, und würde ihr das Geld in vierteljährlichen Raten zugehen lassen, zugleich mit den Zinsen des Kapitals, das seine Mutter der Enkelin hinterlassen, aber seiner Verwaltung übergeben hatte. Weitere Verpflichtungen könne er nicht übernehmen.

Sein Gerechtigkeitsgefühl empörte sich dagegen, daß er, der selbst auf ein Eheglück, auf eine Familie verzichtet hatte, nun wider seinen Willen mit der Sorge für eine Familie belastet werden sollte, die ihn doch gar nichts anging. Eigentlich ärgerte er sich auch jedesmal, wenn er das Geld abschickte. Was kümmerten ihn im Grunde diese fremde Frau, dieses fremde Kind! Gleichgültig überflog er die mit steifer Schulmädelschrift gemalten Dankesbriefe der Nichte, in denen sie ihm auch einmal mittheilte, daß sie mit ihrer Mutter nach Deutschland, nach Mainz gezogen sei, ihm auch zuweilen ein gutes Zeugniß schickte. Mochten sie doch bleiben, wo sie wollten, wenn sie nur nicht in seine Nähe kamen! Der Gedanke konnte ihm einen gelinden Schauer erwecken. Das ehemalige Modell und deren Tochter als seine Verwandte in einer Stadt mit ihm! Undenkbar!

Aber es wurden keine weiteren Anforderungen an ihn gestellt, und ein Jahrzehnt lang dachte er nur alle drei Monate an die Angehörigen des entgleisten Bruders. Er lebte noch immer einsam in der alten Wohnung. Er wurde recht grau. Die jüngeren Herren in seinem Bureau überlegten schon heimlich, wann Ministerialrath Hardhagen wohl in Pension gehen würde.

Als seine Nichte Friederike einundzwanzig Jahre alt war, schrieb sie ihm einen Brief, der ihn überraschte. Sie dankte ihm nämlich für seine lange Fürsorge und versicherte ihm, daß sie sich nun allein fortbringen könne und seine Güte nicht mehr länger in Anspruch nehmen wolle.

Er schüttelte erstaunt den Kopf. Dieser Stolz! Nun, um so besser! Die Zinsen des Kapitals gingen allerdings immer noch durch seine Hände, weil es nach den Bestimmungen des Testaments festgelegt war und der Nichte erst bei deren Verheirathung ausbezahlt werden sollte. Die Großmutter hatte gehofft, auf diese Weise ihr Enkel- und Pathenkind doch vor der äußersten Noth bewahren zu können.

Zu seinem sechzigsten Geburtstage wurde Ludwig mit einem hohen Orden ausgezeichnet und durfte sich nun Ritter von Hardhagen nennen. Bald darauf hieß es eines Mittags, als er vom Bureau heimkam: „Gnädiger Herr! Es ist eine Dame im Salon, die Sie sprechen möchte."

„Eine Dame?!" rief er ungnädig. Er liebte es nicht, vor seiner Essstunde gestört zu werden. Mit ziemlich strenger Miene trat er in das selten benützte, altmodische Empfangszimmer und sah sich hier einem hübschen jungen Mädchen gegenüber, das sich sofort höflich erhob und ohne Schüchternheit mit angenehmer Stimme sagte: „Entschuldigen Sie, lieber Onkel, wenn ich Ihre Zeit in Anspruch nehme. Ich bin Ihre Friederike und möchte in einer geschäftlichen Angelegenheit Ihren Rath erbitten."

Das war seine Nichte! Wenn sein phlegmatischer Sekretär plötzlich im Bureau Purzelbäume geschlagen hätte, wenn sein eleganter Minister im Hausrock zur Sitzung gekommen wäre — er hätte nicht verblüffter sein können als über den Anblick dieses feinen jungen Fräuleins. Weil er sich seine Nichte so gern anders vorgestellt hatte! Mit wildem, schwarzem Haarschopf, mit einem kecken Hut, ein wenig nachlässig, ein wenig herausfordernd. Immer, wenn er solch einem Mädchen begegnete, dachte er unwillkührlich: Gewiß sieht die Tochter des Modells auch so aus! Und das hier war nun wirklich eine D a m e!

Fast verlegen, weil er sie in Gedanken, immer viel zu niedrig eingeschätzt hatte, bot er der Nichte einen Platz und fragte, womit er ihr dienen könne?

Sie kam gleich zur Sache, was ihm auch gefiel.

„Ich habe Gelegenheit, mit einer englischen Familie nach Indien zu reisen, als Erzieherin der Kinder," antwortete sie. „Nun besitze ich ja einige Ersparnisse, aber ich möchte nicht ganz mittellos im fremden Lande sein. Darum erlaube ich mir, Sie zu fragen, Onkel, ob es vielleicht möglich wäre, von dem Kapital, das meine Großmutter mir hinterlassen hat, tausend Mark jetzt zu erhalten, damit ich mir Verschiedenes anschaffen könnte, was ja in Indien wohl viel theurer wäre. Dafür würde ich dann, solange ich drüben in der Stellung bin, Ihnen die Mühe, die Zinsen hinüberzuschicken, ersparen können."

Es war vernünftig und klar, was sie sagte, aber er fühlte ein dumpfes, unbestimmtes Mißbehagen. „Warum wollen Sie Ihre Mutter verlassen?" fragte er ausweichend. „Sie scheinen sich doch bisher ganz gut durchgebracht zu haben, und ich sehe nicht ein — —"

„Ja, wir hatten eine Pension in Mainz, und Mama und ich gaben Unterricht im Französischen und Deutschen."

„Ihre Mutter auch?" fragte er so verblüfft, daß sie rasch, fast vorwurfsvoll erwiderte: „Mama war doch deutsche Lehrerin in Paris, als sie meinen Vater kennen lernte und hat auch später immer durch Stundengeben mitverdient."

Er senkte beschämt die Augen. Mehr als zwanzig Jahre lang hatte er sich eigensinnig in die Ueberzeugung verbohrt, daß seine Schwägerin ein ehemaliges Modell gewesen sei. Nach einer Weile sagte er — freundlicher und liebenswürdiger als bisher: „Ich meine, warum wollen Sie das nicht fortsetzen?"

Nun zögerte sie einen Augenblick mit der Antwort. „Meine Mutter hat sich wieder verheirathet," entgegnete sie dann mit einem mühsam beherrschten wehmüthigen Klang in der Stimme.

„Verheirathet?" wiederholte er mit einem Kopfschütteln.

„O, es ist eine Vernunftheirath: ein älterer Mann, der ein großes Gut besitzt, der sie wegen ihrer Tüchtigkeit hochschätzt. Mama wird meinen armen Vater nie vergessen. Sie hat ihn sehr lieb gehabt," warf Friederike wie entschuldigend ein. „Ich gönne es ihr von Herzen, daß sie es nun im Alter besser haben soll und daß sie keine Sorgen mehr hat. Sie hat sich recht mühen und plagen müssen, solange ich nicht mitverdienen konnte. Aber, nicht wahr, die erwachsene Tochter ist nun doch überflüssig in dem neuen Heim, dem sie angehört, und wenn mein Stiefvater mir auch angeboten hat, zu bleiben — ich möchte nicht gerne. — Ich will keine Wohlthaten!"

Der Ministerialrath blickte ihr mit immer größerem Interesse auf die frischen Lippen; ihre Art, zu sprechen, besonders ihr Lächeln berührten ihn so merkwürdig, so bekannt, so vertraut.

„Wissen Sie denn, ob Sie in der englischen Familie, mit der Sie so weit weggehen wollen, auch einen gewissen Halt haben in der Fremde?" fragte er besorgt.

„Es sind vornehme Leute mit guten Umgangsformen," meinte sie. „Sie werden immer höflich gegen mich sein. Aber selbstverständlich — Lady Landcastle kümmert sich nicht um die Stimmungen und Gefühle der deutschen Erzieherin. Zu viel darf man nicht verlangen. Es ist jedenfalls eine geborgene Existenz."

Es war wirklich sonderbar, wie leid sie ihm that! Wie er, der stets gedacht hatte: Wenn diese schrecklichen Verwandten nur niemals in meine Nähe kämen! — nun förmlich eine zornige Erregung fühlte, weil sie mit den Engländern nach Indien reisen wollte.

Weil er schwieg und sein nachdenkliches Gesicht, seine ernste Amtsmiene ihr einen peinlichen Eindruck machten, stand sie auf und sagte: „Wenn es nicht möglich ist, das Geld zu erheben, dann muß ich mich eben anders einzurichten suchen. Mama hilft mir ja gern. Ich hätte nur lieber kein Opfer von ihr verlangt. Aber ich will Sie durchaus nicht belästigen, Onkel!"

„Bitte, bitte! Die Sache läßt sich überlegen. Es hat ja wohl ein wenig Zeit. Kommen Sie doch morgen, am Feiertag, zum Mittagessen. Ich habe dann mehr Muße und ich möchte Sie doch erst ein wenig kennen lernen."

„Danke, lieber Onkel. Sehr gern, wenn ich darf."

Er war ganz erregt, als er dann bei seinem einsamen Mahle saß; er bemerkte gar nicht, was für ein brummiges Gesicht seine Haushälterin schnitt, die es nicht leiden konnte, wenn es etwas später mit dem Essen wurde. Sonst konnten ihm die Wolken auf ihrer Stirne wie eine Störung seines Behagens erscheinen. Heute war er zu sehr mit dem Gedanken beschäftigt: Wem sieht das Mädel ähnlich? An wen erinnert sie mich nur? Warum macht mich ihre Stimme, ihr Blick ganz beklommen?

Am nächsten Tage, als Friederike ihm, ohne Hut, bei Tisch gegenüber saß, ward dieses seltsame Gefühl immer noch stärker. Das rothblonde Haar, die blauen, etwas vorgewölbten Augen mit den röthlichen Brauen und Wimpern —

„Sie haben keinen Zug von Ihrem Vater," stieß er plötzlich hervor, nachdem er sie lange prüfend betrachtet hatte. „Theo war dunkel."

„Auch meine Mutter hat braunes Haar. Ich soll wohl dem Großvater nachgerathen sein," meinte sie und schaute mit einem Lächeln auf seinen Bart, in dem noch einige leuchtende Fäden den früheren Rothhaarigen verriethen.

Sie hatte ihre Zeugnisse mitgebracht, auch die Briefe der englischen Familie, und es fiel ihm auf, wie sorgsam sie die Papiere faltete, wie sie alle dem Datum nach geordnet waren, ganz so, wie er es zu halten pflegte. Auch bei Tische hatte es ihn angenehm berührt, daß sie gar nichts von der hastigen, unachtsamen Art des Vaters hatte, der immer Flecken auf das Tuch gemacht und die Serviette zerknittert hatte.

Ganz sonderbar war es ihm zu Muth. In sein Junggesellenherz schlich sich fast eine Regung des Neides auf den Bruder, der geliebt worden war, der ein Kind hinterlassen hatte, dem sein Andenken heilig war. Und zugleich fühlte er plötzlich ein gewisses Mitleid mit Theo, dessen Tod er einst mit voller Seelenruhe vernommen hatte, weil es dem Armen nicht vergönnt gewesen, die Tochter als erwachsenes Mädchen zu sehen. Sein eigenes Leben aber erschien ihm kahler und leerer denn je zuvor.

Als dann der Kuchen kam und der süße Wein, wurde er aufgeräumter und scherzte, sein Glas erhebend: „Weißt Du, daß es sehr altfränkisch klingt, wenn Du zu Deinem Onkel Sie sagst! Ja! Wirklich! Nenne mich doch Onkel Ludwig und du."

„Das habe ich nicht gewagt," meinte sie heiter. „Nach Deinen Briefen habe ich Dich für sehr stolz und kalt gehalten, Onkel Ludwig, und mich recht gefürchtet vor dem Besuch bei Dir."

„Ja, ja, in Briefen, wenn man sich ganz fremd ist," murmelte er. Wie gut, daß sie nicht wußte, wie er sie verachtet, fast gehaßt hatte, wie fremd und ärgerlich ihm ihr Dasein gewesen war!

Da er in seiner Versunkenheit schwieg, fragte sie in der Pause im Gespräch, mit einem schüchternen Ton, dem man wohl anmerken konnte, wie schwer es ihr wurde, wieder an ihr Anliegen mahnen zu müssen: „Sag, Onkel, hast Du Dir meine Bitte überlegt? Darf ich hoffen, daß es möglich ist?"

Er fuhr mit einer ungeduldigen Bewegung auf. Verhaßt waren sie ihm, diese Engländer, die sie nach Indien entführen wollten, und er suchte nach einem Grund, sie zurückzuhalten. Aber er mochte ihr doch auch nicht wie ein Geizhals erscheinen, wenn er ihr das Geld verweigerte: „Ich gebe Dir die Summe selbstverständlich, wenn Du sie haben mußt."

Sie wurde roth: „Nein, so war es nicht gemeint! Ich möchte sie nur von meinem Kapital erheben!"

„Das geht nicht wohl, weil es festgelegt ist. Aber rede nur nicht davon; ich bin ja gern bereit" —

Sie überlegte einen Augenblick. Dann sagte sie sehr bestimmt: „Dann würde ich Dir eben einen Schuldschein ausstellen, und Du hättest immer die Sicherheit durch mein kleines Vermögen. Wirklich, ich bitte Dich, Onkel! Mir ist es zu schrecklich, ein Opfer anzunehmen, und Du hast schon so viel für mich gethan!"

Auch diesen Zug hat sie nicht von ihrem Vater, dachte er. Theo hatte in diesem Punkte gar keinen Stolz!

„Na also, wie Du willst!" meinte er zerstreut.

„Und wann?" stieß sie verlegen hervor.

Wieder zog er die Brauen zusammen. „Heute ist Sonntag. Da ist, wie Du weißt, die Bank geschlossen!" warf er hin. Es klang brummig, denn ein dumpfer Schmerz erfaßte ihn bei dem Gedanken an ihre Reise, an die Trennung, zu der er ihr die Mittel in die Hand geben sollte.

„Verzeih', daß ich so dränge. Aber bis Sonnabend soll ich schon in London eintreffen, und ich habe noch so viel zu laufen, zu kaufen, zu packen. Zu Mama will ich doch auch noch."

„So rasch?", rief er aufstehend, wie von einem jähen Erschrecken emporgetrieben. „Das ist Unsinn! Nun habe ich Dich kaum kennen gelernt! Nein, das geht ja nicht! Bis Sonnabend? — Schreib den Engländern ab!"

„Aber Onkel! Das kann ich doch nicht. Es ist nicht leicht, eine gute Stelle zu finden. Ich bin nicht musikalisch, und das wird meistens verlangt."

„Ach was! Du bekommst doch Heimweh bei dieser stolzen Lady! Denk nur, allein in dem fremden Land! So weit weg von Deutschland!"

Sie seufzte ein wenig: „Ach, das muß man sich abgewöhnen, wenn man eigentlich keine Heimath mehr hat!"

Der ruhig gesprochene Satz griff ihm mächtig ans Herz, brachte Klarheit in die verworrenen, dunklen Empfindungen, die seit dem gestrigen Tage auf ihn einstürmten.

„Keine Heimath! Ach geh, Kind!" sagte er weich. Ueber den Tisch hinüber streckte er ihr seine Hand hin, und es durchschauerte ihn wieder, als er die ihre betrachtete, die weiße Hand der Rothhaarigen mit den Sommersprossen auf der Haut; ganz wie die seine, nur frisch und jung. „Ist es Dir nicht aufgefallen, Friederike, wie ähnlich Du mir bist?" fragte er mit einer Erschütterung, wie er sie in seinem ganzen Leben kaum jemals hatte über sich Herr werden lassen. „Lache nicht, Kind! Ich bin jetzt ein alter Mann, und es wird Dir nicht schmeichelhaft sein, diesem runzeligen Gesicht zu gleichen. Aber da schau hin! Da hängt mein Jugendbild." Er deutete mit bebender Hand auf das Porträt des Achtzehnjährigen, ein zartes Pastell, auf dem der helle Kopf fast noch etwas Märchenhaftes hatte. „Nicht wahr: die Augen, die Haare, der Mund, ganz wie der Onkel, der auch einmal ein bißchen hübscher ausgesehen hat als heute!"

Sie war selbst sichtlich betroffen von der Aehnlichkeit. „Mein Vater hat das schon immer gefunden, als ich noch ein kleines Mädel war," erzählte sie lächelnd. „Wenn ich so hübsch aufräumte und so sorgsam mit meinen Sachen umging und mich ärgerte, daß eine Freundin mir was entzwei machte, dann rief er immer: „Ganz wie mein Bruder Ludwig. Es ist merkwürdig!"

„Nicht wahr, nicht wahr? Er fand es auch!" jubelte der Ministerialrath erregt. In diesem Augenblicke liebte er den Bruder, den er zeitlebens als seinen Feind betrachtet hatte. In heiliger Ehrfurcht vor den Geheimnissen der Natur fühlte er die Macht des Blutes, den tiefinnern, unzerreißbaren Zusammenhang der Verwandtschaft. „Schau, Friederike! Wenn ich eine Tochter hätte, sie müßte aussehen wie Du! Aber ich bin kinderlos und einsam. Willst Du in diesem wunderbaren Walten der Vererbung nicht einen Wink sehen? Du bist eine echte Hardhagen! Dein Großvater hat uns beiden das rothe Haar hinterlassen. Aber es ist nicht das allein! Ich habe sofort gefühlt, daß wir beide von gleicher Art sind! Mit einem seltsamen, bangen Erschrecken, das ich in Worten kaum auszudrücken vermag. Drum geh nicht wieder fort! Bleib bei mir als mein Kind, meine Tochter! Sag, daß Du willst, Friederike!"

„Ach Gott! Onkel Ludwig! Das kommt so überraschend, das klingt so traumhaft, daß ich mich erst zurecht finden muß," stieß sie verwirrt hervor.

In ihm aber zitterte die heiße Sehnsucht des Einsamen nach einem Menschenkinde, das ihm gehörte; er war sich seiner Armuth bewußt geworden und klammerte sich leidenschaftlich an dieses Vaterglück, das ihm die Natur in einer räthselhaften Gebelaune bestimmt zu haben schien. „Ueberlege es Dir, Kind! Du darfst hier Herrin sein, statt Dich mit fremden Kindern abzuplagen!" bat er. „Dein Leben ist hier wohl geborgen für immer. Ich will sofort mein Testament schreiben und Dir alles hinterlassen, was ich besitze, damit Du immer ein warmes Heim hast."

„Onkel!", rief sie bewegt. „Du sollst mir nichts versprechen! Nein! Ich bitte Dich: halte mich nicht für so berechnend und schlau, daß ich mich von der Aussicht auf eine Erbschaft halten ließe! Nur eins sollst Du mir sagen, aber so wahr und offen, daß ich niemals daran zweifeln kann: Brauchst Du mich wirklich? Ist es nicht allein Mitleid, daß Du mir eine Heimath bieten willst? Schau — ich bin nun einmal so, und Du kannst das gewiß verstehen, da wir uns so ähnlich sind, daß ich nicht gerne Wohlthaten empfange; darum wollte ich ja auch nicht bei meiner Mutter bleiben. Aber —"

„O b i c h D i c h b r a u c h e!" unterbrach er sie, fast heftig in seinem Eifer. „Aber das mußt Du doch fühlen! Du siehst ja, wie traurig es hier ist in der großen einsamen Wohnung! Denk' doch nur, wie schön es für mich wäre bei den Mahlzeiten, ein frisches Gesicht vor mir zu haben, in diesen ausgestorbenen Räumen eine helle Stimme zu hören — Deine Jugend in meiner Nähe zu wissen! D u bist die Gebende! Du hättest ein Opfer zu bringen! Aber wäre es nicht auch eine Aufgabe, dem alten Onkel das bißchen Leben zu verschönern, das ihm noch bleibt?"

Ihr liefen die Thränen über die jungen Wangen herab. „Ach Onkel! Irgendwo wieder zu Hause zu sein — es ist ja ein Glück wie im Märchen!" stammelte sie und drückte ihre warmen Lippen in Dankbarkeit auf seine Hand.

Ein Roman zwischen den Zeilen.

Von Irene Baronin Enis.

Aus dem Inseratentheil des „Fremdenblatt" vom 2. März 1902.

„Jene Dame in Blau, welche der Vorstellung der Hofoper am 1. März anwohnte, wird von dem sie bewundernden Herrn inständigst gebeten, auf diesem Wege unter Chiffre: „Arthur 32" bekannt zu geben, ob ehrbare Annäherung möglich."

„Fremdenblatt" vom 4. März 1902.

„Arthur 32" wird gebeten, Brief Hauptpost lagernd zu beheben.

Anna."

„Fremdenblatt" vom 20. Juni 1902.

„Anna 21." „Mein theures Lieb! Habe Dich an drei Tagen vergeblich erwartet. Solltest Du auch morgen verhindert sein, zu kommen, bitte ich Dich, mir wenigstens zu schreiben, sonst gehe ich an Sehnsucht zu Grunde.

Tausend heiße Küsse von Deinem ewig-treuen Arthur."

„Fremdenblatt" vom 22. Juni 1902.

„Arthur 32." „Erwarte mich heute Abend an bewußter Stelle.

Anna."

„Fremdenblatt" vom 26. Juli 1903.

„Anna 21." „Herzliche Gratulation zum Namensfest. Konnte weder schr. noch k. Verz. mir.

Arthur."

Aus dem Inseratentheil der "Neuen Freien Presse" vom 28. Juli 1903.

„Ein junger Mann von angenehmem Aeußern, aus sehr guter Familie, 33 Jahre alt, Privatbeamter, mit hohem Gehalt sucht auf diesem, nicht mehr ungewöhnlichen Wege ein Fräulein, das im Besitz von 80,000 bis 100,000 Kronen ist, zu ehelichen. Selbiger würde auch in ein Geschäft einheirathen.

Diskretion Ehrensache.

Zuschriften erbeten unter Chiffre: „Arthur L. 33", Wien, Hauptpost, lagernd."

„Neues Wiener Tagblatt" vom 30. Oktober 1903. Eingerückt:

„Heute findet hier die Trauung des Fräulein Marie Heuberger, Tochter des Großindustriellen und Stadtverordneten Herrn Josef Heuberger, mit dem Privatbeamten Herrn Arthur Lerch statt."

Aus den vermischten Nachrichten des „Neuen Wiener Journals" vom 1. November 1903.

„In Nußdorf stürzte sich gestern Abend ein Mädchen von ungefähr 20 Jahren in die Donau, wurde aber noch rechtzeitig von einem Flößer gerettet. Das bedauernswerthe Mädchen wurde später als die Tochter Anna des Gymnasiallehrers M. agnosziert und in die elterliche Wohnung gebracht."

„Wiener Zeitung" vom 2. Januar 1905. Firma-Protokollirungen:

„. . . . die Firma Josef Heuberger, Chemikalienfabrik, im Register für Einzelfirmen gelöscht, und Umwandlung derselben in Heuberger & Lerch . . . ."

Aus dem „Kleinen Anzeiger" der „Neuen Freien Presse" vom 30. April 1906.

„Eine hübsche Villa mit Garten in der Umgebung Wiens (Perchtelsdorf oder Mödling bevorzugt) wird zu kaufen gesucht. Preis 40—50,000 Kronen. Vermittler ausgeschlossen.

Zuschriften zu richten an Arthur L., VI. Bezirk, postlagernd."

Wiener „Allgemeine Zeitung" vom 12. September 1908. Personalnachrichten.

„Adelsverleihung. Dem Großhändler Herrn Arthur Lerch, Mitchef der Firma Heuberger & Lerch, wurde der Adelstand mit dem Ehrenworte „Edler" verliehen."

„Neue Freie Presse" vom 6. Februar 1909.

„Ball des „Weißen Kreuzes" . . . . Frau von Lerch-Heuberger eine weiße Moiré-Robe mit Brüsseler Spitzen und Zobelbesatz, kostbarer Diamanten- und Saphirschmuck . . . ."

„Neues Wiener Tagblatt" vom 22. Mai 1909.

„Blumenkorso . . . . das Automobil des Herrn Arthur von Lerch mit Maréchal-Niel-Rosen und Veilchen . . . ."

„Hamburger Nachrichten" vom 7. Juni 1910. Lokal-Chronik:

„Gestern erfolgte hier die Verhaftung des ehemaligen Fabrikbesitzers Arthur von L. aus Wien in demselben Augenblicke, als er auf dem Dampfer „Urania" nach Amerika flüchten wollte. Wie verlautet, hat er sich durch längere Zeit Börsenschwindeleien zuschulden kommen lassen, um ein Leben des Luxus und Genusses führen zu können."

„Wiener Extrablatt" vom 11. Juni 1910. Vermischte Nachrichten:

„Ein seltenes Glück widerfuhr der als Wärterin am Allgemeinen Krankenhause angestellten Anna M., indem der Haupttreffer der Wiener Armen-Lotterie im Betrage von 80,000 Kronen ihr zufiel. Der wackeren Frau, deren seltene Pflichttreue und Aufopferung bekannt sind, dürfte wohl kein Einziger diese plötzliche Huld Fortunens mißgönnen."

Der stotternde Dichter.

Der englische Dramatiker Buchanan erzählt folgende Anekdote: Ein Dichter bringt einem Theaterdirektor ein Stück. Der Direktor ist gut gelaunt und läßt sich das Stück vom Autor gleich vorlesen. Der Autor, der an einem schweren Sprachfehler laborirt, liest, und der Direktor ist begeistert. „Brillant", erklärt er, „das ist eine originelle Idee. Bis jetzt hat noch keiner den Gedanken gehabt, alle Personen seines Stückes stottern zu lassen."

„A . . . a . . . aber", stottert nun der Dichter, „mei . . . mei . . . meine Personen stot . . . te . . . te . . . tern ja gar nicht. J . . . i . . . ich stot . . . te . . . tere bloß."

„So?" sagt der Direktor. „Na, dann nehmen Sie Ihr Stück wieder nach Hause. Es ist unbrauchbar."

Schwierige Situation.

Das g'schieht mir nach einer reinen Verstandesheirath; jetzt möcht' i nur wissen, ob ich nicht mit einer Heirath aus Neigung besser weg'kommen wäre — —

Der Spruch des Weisen.

„Höre, Juffa", sagte der weise Kadi im Kreise seiner Schüler, „wie würdest du nun folgenden Fall entscheiden: Zwei Mütter, deren Kinder einander so ähnlich sehen, wie ein Ei dem anderen, kommen zu dir und bitten dich um deinen Rath — denn die Kinder wurden vertauscht."

Der junge Rechtsschüler sann einen Augenblick nach. „Weißt du, o Kadi, bestimmt, daß die Kinder vertauscht wurden?"

„Natürlich, Juffa — ich sagte dir's doch eben."

„So — dann bei Allah würde ich ihnen nichts sagen, o weiser Kadi, als — tauschet eure Kinder wieder aus."

Unlauterer Wettbewerb.

G a s t: Das Erlebniß, das Sie da erzählen, Herr Förster, hat erst neulich ein Kollege von Ihnen erzählt.

F ö r s t e r: Soo — wie heißt denn der verlogene Kerl?

Ge'uhzt.

De Schorsch mit zwee Ochse
Fahrt am Michl vorbei.
De Michl frogt witzig:
„Wohin dann, ihr drei?"
Do sächt de Schorsch spitzig:
„Am vierte vorbei!"

Moderner Hut.

Was hast Du für einen Hut, da ist ja gar nichts drauf?

Das ist auch nur die einzige Möglichkeit, etwas Extraes zu haben, Du wirst sehen, wie ich auf der Promenade angestaunt werde.

— „P a p a, ich war heute der einzige in der Klasse, der antworten konnte." — „Was fragte denn der Lehrer?" — „Wer die Scheibe an der Schulthür zerbrochen hat."